

GiB Zeit

Ausgabe Dezember 2016



*Ich genieße
mein Leben!*

Aus dem Inhalt

- Ich genieße mein Leben
- Das Wichtigste ist die Beziehung
- Darfs ein bisschen mehr sein?
- Dienstag ist Inklusionszeit

Vorwort	4
Hubbes Cartoon	5
Aktuelles	
Ein beständiges Zuhause <i>Die Zukunft wirft viele Fragen auf</i>	6
Was ist der Spunk?	7
Wir sind nicht allein <i>Kita Spunk ist Gastgeber im Rahmen des Erasmus-Mobilitätsprojektes</i>	8
Kunst im Amt <i>Tagesförderstätten stellen im Finanzamt ihre Bilder aus</i>	10
Unbegrenzte Kommunikation – aber auch grenzenlos?	11
Das Thema: Zeit – Lebenszeit – Arbeitszeit – Freizeit – keine Zeit?	
Lebenszeit, Arbeitszeit, Freizeit – keine Zeit?	12

Impressum

Herausgeber: GiB gemeinnützige Gesellschaft für integrative Behindertenarbeit mbH
V.i.S.d.P.: Dipl.-Kfm. Markus Kriegel, Geschäftsführer

Redaktionelle Mitarbeit:

Markus Kriegel (mk), Christine Voigt (cv), Anja Reuper (reu), Silke Jabusch (sj)

Titel- und Rücktitelfoto: Rene Lauterbach

Layout: Anja Reuper

Korrektorat: Dörte Lebahn

Die namentlich gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Falle die Meinung der Redaktion wieder. Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe gekürzt zu veröffentlichen und Manuskripte redaktionell zu bearbeiten.

Anschrift:

GiB gemeinnützige Gesellschaft für integrative Behindertenarbeit mbH,
Prinz-Albrecht-Ring 63, 30657 Hannover

Tel.: (05 11) 67 67 59-0, Fax: (05 11) 67 67 59 59

E-Mail: kriegel@gib-hannover.de

Web: www.gib-hannover.de

Kontoverbindung: Evangelische Bank, IBAN DE98 5206 0410 0100 6015 00, BIC GENODEF1EK1

Druck: Druckhaus Göttingen, Dransfelder Straße 1, 37079 Göttingen

Ich genieße mein Leben	14
Die Zeit rückt immer näher	15
Zeit sichtbar machen <i>Der Ansatz nach TEACCH in der Tafel</i>	16
Zeit für die Zukunft <i>Was ist eigentlich Zukunftsplanung?</i>	17
Ein gutes Zeitmanagement ist alles	18
Zeit für den Ruhestand	19
Darfs ein bisschen mehr sein?	20
Freizeit in Berlin	22
Die Zeit erleben	23
Das Wichtigste ist die Beziehung	24
Gut angekommen	25
Jetzt sind wir durch	26
Dienstag ist Inklusionszeit	26

GiB Zeit als Online-Ausgabe

Liebe Leserinnen und Leser,

über Ihr Interesse an unserer Zeitschrift freuen wir uns sehr. Gern möchten wir Sie mit dem Magazin regelmäßig über unsere aktuellen Entwicklungen und Ereignisse in den Einrichtungen informieren und Ihnen einen Einblick in die Arbeit mit den Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen geben. Die GiB Zeit erscheint dreimal im Jahr und steht Ihnen sowohl gedruckt als auch digital zur Verfügung. Um Sie in Zukunft optimal informieren zu können, bitten wir Sie an dieser Stelle, sich auf unserer Homepage www.gib-hannover.de einzutragen. Dort erhalten Sie die Möglichkeit, künftig das Magazin per E-Mail, als PDF und/oder in der Printversion zugesandt zu bekommen. Das Abo ist jederzeit widerrufbar und kostenfrei. So können Sie sich auf unserer Homepage eintragen:



Liebe Leserinnen und Leser,



die Adventszeit ist da, nicht mehr viel Zeit, und es ist Weihnachten. Eigentlich sollte es eine besinnliche Zeit sein, doch ich habe eher das Gefühl, dass es eine sehr hektische Zeit ist. Im Beruf ist die Zeit vor dem Jahreswechsel davon geprägt, dass noch viele Aufgaben zu erledigen sind, im Privaten beginnen wir mit der Jagd nach den Weihnachtsgeschenken. Die Händler setzen die Menschen mit lauter und schriller Werbung unter Druck, „Black Friday“ oder „Cyber Monday“ versprechen extreme Schnäppchen. Gefühlt hat keiner mehr Zeit.

Wir haben in dieser Ausgabe der GiB Zeit das Thema „Zeit – Lebenszeit – Arbeitszeit – Freizeit – keine Zeit?“ zum Schwerpunkt gemacht. Was bedeutet der Faktor Zeit für Menschen mit Behinderung? Für viele Dinge im Alltag benötigen sie mehr Zeit als andere, sie müssen auch viel Zeit mit Warten verbringen, wenn sie auf Unterstützung angewiesen sind. Was denken unterschiedliche Menschen über das Thema Zeit? Lassen Sie sich durch die verschiedenen Sichtweisen inspirieren!

Im Spätsommer hatten wir zwei wunderbare 30. Jubiläen, nämlich das unserer Kita Spunk in Altencelle und das unserer Wohngruppe für Menschen mit Autismus in Hannover-Badenstedt. Wir berichten im Rückblick ausführlich darüber.

Auch in diesem Jahr haben wieder viele Menschen die GiB unterstützt, ob mit ihrer persönlichen Zeit oder mit einer Spende. Dafür möchte ich mich für alle in der GiB betreuten Menschen ganz herzlich bei Ihnen bedanken! Bitte bleiben Sie uns gewogen und unterstützen Sie uns auch weiterhin, selbst kleine Hilfen schaffen viel Freude!

In diesem Zusammenhang möchte ich Ihnen gern noch einmal unsere Stiftung für integrative Behindertenarbeit ans Herz legen. Ob für eine Zustiftung, eine Spende oder für die Regelung Ihres Vermächtnisses, sprechen Sie mich bitte an, ich vermittele Ihnen in jedem Fall einen kompetenten Ansprechpartner!

Ich wünsche Ihnen wunderbare besinnliche Tage und eine friedliche Weihnachtszeit! Haben Sie viel Freude beim Lesen! Ich verbleibe mit den besten Wünschen.

Herzlichst

Ihr Markus Kriegel

Hubbes Cartoon

Phil Hubbe traut sich etwas und er weiß, worüber er zeichnet. Seit Ende 1999 gestaltet der Karikaturist mit spitzer Feder „Behinderte Cartoons“. Menschen mit Behinderung oder Behinderte, die Bezeichnung ist ihm letztlich egal – der Umgang mit den Menschen nicht – und das ist das Thema des Cartoonzeichners, der selbst behindert ist.

Seit 1988 lebt er mit der Diagnose Multiple Sklerose. Mit seinen Cartoons, Pressekarikaturen, Illustrationen und Zeichnungen zum Thema Behinderte und Behinderung hat er einen eigenen scharfen Blick auf Krankheit, Handicap und den Umgang der Umwelt mit diesem Thema. Damit verarbeitet er auch das eigene Handicap.



Ein beständiges Zuhause

Die Zukunft wirft viele Fragen auf

„Zuhause ist der Ort, an dem man sich wohlfühlen kann, der Ort, wo ich sein kann, wie ich will, wo ich mich verstanden fühle, wo Menschen sind, die mich lieb haben. Zuhause ist, wo man den Lichtschalter im Dunkeln auf Anhieb findet. Das alles und noch viel mehr ist Zuhause“, erklärte Christine Schaaf, Einrichtungsleitung der Wohngruppen für Menschen mit Autismus in ihrer Rede anlässlich des 30. Jubiläums der WG in der Grünaustraße 15. Für sieben Menschen mit Autismus ist das rote Backsteingebäude der Grünaustraße seit nunmehr 30 Jahren das Zuhause. Dieses Bestehen feierte die GiB mit rund 120 Gästen im Garten der Wohngruppe.



*Bewohnervertretung Heidemarie Schneider und Sibylle Reich (v. l. n. r. hinten), Gruppenleiterin Lydia Pruß (Mitte), stellvertretende Geschäftsführerin Christine Voigt und Einrichtungsleitung Christine Schaaf (vorne rechts).
Foto: Anja Renper*

„Die Wohngruppen sind etwas Besonderes. Die Basis bildet dazu unser ganzheitliches Konzept, das sich im Laufe der Jahrzehnte immer weiterentwickelt hat. Es trägt entscheidend dazu bei, dass sich vier zentrale Eckpfeiler herauskristallisiert haben, die da sind: beständig sein, vertrauen können, eingebunden sein und sich verstanden fühlen“, sagte die Einrichtungsleitung. Diese vier Faktoren machen nach Ansicht Christine Schaafs die WG zu einem Zuhause für die sieben Bewohner. In dieser Wohngruppe herrsche eine große Beständigkeit, noch immer lebten sechs der sieben Bewohner in der WG und auch das Mitarbeiterteam sei konstant und harmonisch. „Bei und erleben sie eine Beständigkeit, können vertrauen, sind eingebunden und werden verstanden. Diese vier Eckpfeiler sind ein hohes Gut, das es zu schützen gilt.“

Dieses Zuhause ist aber auch aus Sicht Christine Schaafs mit vielen Fragen behaftet, was die Zukunft der Einrichtung für Menschen mit Autismus betrifft. Das Älterwerden der Bewohner werde uns vor große konzeptionelle und personelle Aufgaben stellen, zu den verschiedensten Fragen werde man nach Antworten suchen müssen, erklärte Christine Schaaf. Offen sind Fragen wie: Entsprechen die baulichen Gegebenheiten den Bedürfnissen der Personengruppe? Wie sieht der Personalbedarf aus? Wie müssen tagesstrukturierende Angebote für unsere Bewohner im Rentenalter gestaltet sein?

Ebenso werde das in Kraft tretende Bundesteilhabegesetz spürbare Änderungen nach sich ziehen. Das neue Gesetz sieht unter anderem höhere Freibeträge für Einkommen und Vermögen vor, die Bündelung staatlicher Leistungen und Lohnkostenzuschüsse für Firmen. „Doch die Menschen, für die wir arbeiten, werden kaum in den Genuss der höheren Freibeträge kommen, denn sie erhalten alle Grundsicherung und Hilfe zur Pflege. Da wird weiterhin der gedeckelte Vermögensfreibetrag von 2600 Euro gelten. Der ganz entscheidende Punkt in dem Gesetz ist die Trennung der Fachleistung von den existenzsichernden Leistungen. Das bedeutet, dass der Mensch mit Behinderung seinen lebensnotwendigen Unterhalt zusammensammeln muss. Alles muss beantragt und aktualisiert werden. Der Mensch mit Behinderung wird zukünftig

monatlich eine Rechnung für die von der GiB erbrachten Leistungen bekommen. Daran werden wir uns wohl gewöhnen müssen.“ Das betonte die stellvertretene Geschäftsführerin und Pädagogische Leitung Christine Voigt in ihrer Ansprache.

Mit Skepsis betrachtete auch Bewohnervertreterin Heidemarie Schneider die zu erwartenden Änderungen durch die Einführung des Bundesteilhabegesetzes und

den Ablauf der festgeschriebenen Finanzierung der Wohngruppen im Jahr 2018. In ihrer Jubiläumsansprache erklärte sie: „Für uns Angehörige ist klar: Es dürfen keine Leistungskürzungen eintreten. Hilfen, die heute zur Verfügung stehen, müssen auch in Zukunft vorhanden sein. Auch bei Einrichtungen darf nicht so gespart werden, dass sie zukünftig keine gute Betreuung mehr gewährleisten können.“

ren



Auf die Suche machten sich rund 80 Kinder anlässlich des 30. Jubiläums der Kindertagesstätte Spunk. Los ging es mit selbst gemachtem Popcorn im Bilderbuchkino, danach besuchten die Kinder Station für Station, um Pippis Spunk zu finden. Was ist er und wo ist er nur?

Dafür erklimmen sie die Rutsche, halfen erschrockenen Kaffeetanten beim Suchen, machten beim Arzt. Den Lungenfunktionstest mit dem Ansaugen von Marshmallows, schlugen Nägel beim Eisenwarenladen in Holzbretter, suchten im Fühlparcours nach dem ominösen Spunk und fanden ihn auch nicht in der Bäckerei, wo sie als Trost Salzbrezel von der Leine knabberten. Das liebevoll gestaltete Spiel für die Kinder war Teil der Jubiläumsfeier und spiegelte die Arbeit der Kindertagesstätte

weder. Vieles, was die therapeutische, pädagogische Bandbreite der Einrichtung auszeichnet, fand sich in dem Kinderangebot wieder, das die Mitarbeitenden mit viel Liebe zum Detail gestaltet hatten. Die Suche nach dem wundersamen Spunk wurde schließlich belohnt. Nicht zu Pferde, Kleiner Onkel war leider erkrankt, aber auf einem bunten Fahrrad mit lauter Hupe überbrachte Pippi Langstrumpf persönlich den Spunk und befestigte ihn unter großem Jubel an der Hauswand der Jubiläumseinrichtung.

Start des Jubiläumsfestes war bereits morgens mit einem Fachtag für Fachkräfte im Gemeindehaus der Gertrudenkirche. Im Anschluss feierten rund 250 Gäste, Kinder, Angehörige und Mitarbeitende auf dem Kitagelände. Die Kita ist eine von mehr als 70 vergleichbaren Einrichtungen Niedersachsens und „ist im Vergleich



zu anderen Bundesländern etwas ganz Besonderes“, erklärte die Fachberatung Hören, Sprache und Sehen im pädagogischen Dienst des Landesarztes, Anne Kuhn, in ihrer Rede anlässlich des Jubiläums. „Mit der hier erbrachten und zeitlich klar begrenzten mehrdimensionalen Therapie und Förderung werden erst die Voraussetzungen für eine wirkliche Inklusion bei Kindern geschaffen, die den erfolgreichen Schritt in ein normales Leben sonst wohl nur schwerlich schaffen könnten“, sagte Anne Kuhn weiter.

Unter den Gästen waren viele ehemalige Kinder und deren Angehörige, die einen Spiegel für die Erfolge der vergangenen Jahrzehnte bildeten. „Mit dem Startschuss vor 30 Jahren begann die Einrichtung mit zwei

Gruppen im Sprachheilbereich und zwei Gruppen im körperbehinderten Bereich, heute fördern wir zwölf Kinder mit Körperbehinderung und 40 Kinder mit Sprachförderbedarf gemischt in sieben Gruppen. Das ist unser Modell für Inklusion“, sagte Christine Voigt, stellvertretende Geschäftsführerin und Pädagogische Leitung.

Begleitet von einem Glitterkonfettiregen äußerte Einrichtungsleitung Saskia de Kock den Wunsch für die Zukunft: „Bestand zu haben, trotz aller Diskussionen über die Notwendigkeit eines heilpädagogischen Angebots im Zeitalter der Inklusion und irgendwann die Möglichkeit zu bekommen, die Kita zu öffnen für alle Kinder – mit und ohne Behinderung.“ *reu*

Wir sind nicht allein

Kita Spunk ist Gastgeber im Rahmen des Erasmus-Mobilitätsprojektes

„Ich bin gekommen, um zu sehen, wie andere Kollegen in anderen Ländern arbeiten.“ Eine Woche war Elena Kitsouli zu Besuch in der Kita Spunk. Sie ist Teilnehmerin des Erasmus-Mobilitätsprojektes und die GiB-Einrichtung war ein Gastgeber ihrer 14-tägigen Austauschzeit.

Ende Februar kommt ihre Kollegin Sofia Karansali ebenfalls für eine Woche. Sie wird drei Tage im Spunk zu Gast sein und im Anschluss jeweils einen Tag in der Kita „Elfriede Westphal“ und Autismus Zentrum Hannover (AZH) hospitieren. „Mit diesem Angebot können wir unseren griechischen Kolleginnen unser

umfangreiches Wissen und vieles aus dem langjährigen Erfahrungsschatz in der Arbeit für Kinder mit Autismus weitergeben“, erklärt Einrichtungsleitung Saskia de Kock.

Elena Kitsouli stammt aus dem südgriechischen Ort Katerini und ist dort Lehrerin an einer kleinen



Schule für Kinder mit besonderen Bedürfnissen. „Es ist eine sehr kleine Schule mit 30 Schülern in jeweils zwei Klassen“, beschreibt sie ihre Arbeitsstelle in der Heimat.

Im Spunk hatte die Pädagogin Gelegenheit zu sehen, wie ihre deutschen Kollegen Situationen im pädagogischen Alltag bewältigen. Sie besuchte in den wenigen Tagen dafür alle Gruppen und hospitierte bei den Sprach- und Ergotherapien in der Kita Spunk. Beeindruckt zeigte sich die Lehrerin nicht nur von der Ausstattung der Räumlichkeiten und dem Gelände der Kita Spunk.

Begeistert hat sie auch die Tatsache, dass unter einem Dach ein hoch- und multiprofessionelles Team für und am Kind arbeitet. Die Vielfalt und Kompetenz haben sie beeindruckt, genauso wie der Service, den Eltern und Kinder in der Celler Einrichtung erfahren. In ihrer Heimat werden die Kinder morgens von ihren Eltern zur Schule gebracht und wieder abgeholt.

Ein gemeinsames Frühstück, wie es die Kinder im Spunk jeden Tag erleben, kennt die Lehrerin aus Griechenland nicht. Die Eltern geben ihren Kindern etwas

zu essen mit, auch ein Mittagessen in der Einrichtung gibt es nicht. Um 13 Uhr verlassen die Kinder die Schule und gegessen wird zu Hause. Beeindruckt war die Leitung der Kindertagesstätte Spunk von dem Mut und dem Engagement ihrer griechischen Kollegin, die mit wenigen Deutschkenntnissen in ein für sie fremdes Land kam und sich auf ein sehr spezielles Gebiet einließ in dem Vertrauen, dass alles reibungslos verläuft.

Der Besuch hat Elena Kitsouli schon nach wenigen Tagen gutgetan – unterschiedliche Einrichtungen, aber ähnliche Schwierigkeiten und das aufkommende Gefühl: „Wir sind nicht allein mit unseren Sorgen.“ Das war ein Fazit ihres Celle-Besuchs. Elena Kitsouli wird in dem auf zehn Monate angelegten Programm insgesamt acht Stationen besuchen und jeweils eine Woche bei einem Träger verbringen, um Einblicke in die Arbeit ihrer europäischen Kollegen zu gewinnen.

Das entstandene Wirgefühl soll nicht abreißen, auch nach Ende Besuchs wollen die Griechin und ihre deutschen Gastgeber weiterhin in Kontakt bleiben – einmal über Skype und vielleicht auch durch einen Gegenbesuch.

Text: reu / Foto: Kita Spunk

Kunst im Amt

Tagesförderstätten stellen im Finanzamt ihre Bilder aus

„Die sollen doch mal sehen, was ich kann.“ Dirk Jagusch sagt das im Brustton der Überzeugung. Auf jedes seiner Bilder ist er sichtlich stolz. Wie wichtig ihm das Malen in der Tafö sei und wie gern er dies weitermachen möchte, betont er.

26 ausgewählte Kunstwerke der Tafö-Beschäftigten waren für die Besucher des Finanzamtes nach der Vernissage auf dem Sommerfest in Vahrenwald bis Ende November ausgestellt.

Die Bilder an den Wänden des Finanzamts sind das Ergebnis eines Kunstangebots der Tafö Vahrenwald und Bothfeld. 15 Künstlerinnen und Künstler aus den Tafös Bothfeld und Vahrenwald haben mit Leidenschaft, Hingabe und

Konzentration diese Kunstobjekte geschaffen, die sie stolz zeigten. Das Finanzamt Hannover-Nord bietet seine langen, weißen Flurwände Künstlern und Künstlerinnen an, um für das Personal und die Besucher der Behörde eine schönere, ansprechendere Umgebung zu gestalten.

Die Kunstschaffenden der Tafö nutzten diesen öffentlichen Raum, um ihre Werke zu präsentieren. Künstlerinnen und Künstler der Tafö hingen ihre Bilder in diesem öffentlichen Gebäude aus, wie andere Künstlerinnen und Künstler ohne Behinderung dies ebenfalls tun. Dabei spricht jedes Bild für sich.

Die Gruppenleiterin und Psychosoziale und Klinische (* IFKTP) Kunsttherapeutin Birgitta Rich-

ter begleitete das Kunstangebot. Anhand unterschiedlicher Verfahren und Methoden der Kunsttherapie entstanden Werke in Pastell-, Acryl- und Aquarellfarben aufgetragen mit Pinsel, Spachtel, Walze oder auch mit der Handfläche. Ziel und Wunsch ihrer Arbeit war es, die Kreativität der Tafö-Beschäftigten zu fördern und ihnen die Möglichkeit zu geben, ihre Gefühle, ihre Wahrnehmung, ihre Träume und ihre Wünsche auszudrücken und zu verarbeiten.

Die kreative Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Materialien und die künstlerische Gestaltung ist ein Angebot nicht nur zur persönlichen und zur beruflichen Bildung, sondern für einige Beschäftigte auch eine kunsttherapeutische Möglichkeit, ja sogar Chance. Die Beschäftigten der Tafö entdecken und entwickeln neue Fähigkeiten im Umgang mit Pinsel und Materialien. Sie sehen, was sie gestalten können, und stärken damit auch ihre Persönlichkeit.

Für 2017 ist die Inbetriebnahme eines Kunstateliers im zweiten Obergeschoss der Tafö Vahrenwald geplant. Dieses Angebot, das zusammen mit den Beschäftigten und Mitarbeitern ausgestaltet wird, ermöglicht unterschiedliche künstlerische Arbeit für verschiedene Beschäftigte aus der Tafö. Damit werden die Angebote zur Teilhabe an Arbeit und berufliche Bildung um die künstlerische Arbeit bereichert. Parallel dazu sollen neue Wege gefunden werden, um ein kunsttherapeutisches Angebot zu schaffen.

reu / Andrea Sewing



Stolz präsentieren die Beschäftigten der Tafö mit Birgitta Richter (links) und Andrea Sewing (rechts) die Kunst im Finanzamt Hannover-Nord.

Foto: Anja Reuper

Unbegrenzte Kommunikation

– aber auch grenzenlos?

Man bezeichnet unsere Zeit häufig als die Ära der Kommunikationsgesellschaft. Das ist zumindest hinsichtlich der Quantität der Kommunikationsmöglichkeiten zutreffend. Noch nie war es möglich, so preiswert und mit technisch mehr oder weniger einfach zu bedienenden Mitteln mit so vielen Menschen weltweit und fast in Realzeit zu kommunizieren. 1,7 Milliarden Menschen nutzen Facebook regelmäßig und täglich werden 60 Millionen Bilder allein in diesem sozialen Netzwerk hochgeladen.

Viele scheinen aber dem Irrglauben zu unterliegen, dass diese nahezu unbegrenzten Kommunikationsmöglichkeiten auch im Übrigen grenzenlos sind und Regeln, die in der realen Welt Gültigkeit haben, in der virtuellen Welt des Internets und der sozialen Medien nicht gelten. Während man vielfach noch ein Gespür dafür hat, was eine Verleumdung oder Beleidigung ist und dass diese auch strafbar sind, wenn sie im Netz verbreitet werden, ist die Sensibilität dafür, was hinsichtlich der Verbreitung von Fotografien anderer Personen im Netz zulässig ist, offenkundig weniger ausgeprägt. Dies liegt vor allem daran, dass hier die Rechtslage komplizierter ist.

Das Fotografieren, die Verbreitung und Veröffentlichung von Bildern einer anderen Person tangiert das allgemeine Persönlichkeitsrecht beziehungsweise das Recht auf informelle Selbstbestimmung dieser Person. Dieses Recht umfasst die Befugnis, selbst zu entscheiden, wann und innerhalb welcher Grenzen persönliche Lebenssachverhalte offenbart oder dokumentiert werden. Unproblematisch ist es, wenn die abgebildete Person darin eingewilligt hat, dass Fotografien von ihr gemacht und verbreitet werden. Da die Einwilligung aber den Verzicht auf das Selbstbestimmungsrecht beinhaltet, ist sie nur wirksam, wenn die einwilligende Person auch geschäftsfähig ist.

Ist die abgebildete Person dagegen minderjährig oder steht sie unter Betreuung, ist die Einwilligung des gesetzlichen Vertreters erforderlich. Die Einwilligung muss nicht ausdrücklich erteilt werden, sie kann auch stillschweigend erfolgen. Eine stillschweigende Einwilligung kann aber nur angenommen werden, wenn dem Betroffenen Zweck, Art und Umfang der Verbreitung

oder Veröffentlichung der Fotografie bekannt ist. Um ein alltägliches Beispiel zu nennen: Nehmen an einer betriebsinternen Feier lediglich die Beschäftigten, die zu Betreuenden und ihre Eltern oder Betreuer teil, so müssen die Fotografierten nicht damit rechnen, dass die gemachten Bilder auf der Homepage oder auf einer anderen öffentlich zugänglichen Plattform eingestellt werden. Ist dies beabsichtigt, wäre ein ausdrücklicher Hinweis erforderlich, damit die Teilnehmer dieser Veranstaltung in der Lage sind, ihre Einwilligung ausdrücklich zu verweigern. Ist dagegen die Feier eine öffentliche Veranstaltung, das heißt sind zu einer Feier Gäste, womöglich auch die Presse eingeladen, kann die stillschweigende Einwilligung zu Aufnahmen angenommen werden, soweit der Einzelne als Teil der Teilnehmer an der Feier abgebildet wird. Von einer stillschweigenden Einwilligung zu einer „Porträtaufnahme“ eines Teilnehmers kann dagegen nicht ausgegangen werden. Hierzu wäre daher eine ausdrückliche Einwilligung erforderlich. Wird die Porträtaufnahme mit Einwilligung auf der Homepage der Einrichtung präsentiert, kann wiederum nur von einer zeitlich befristeten Einwilligung, nämlich nur für die Zeit der Zugehörigkeit zu der Einrichtung ausgegangen werden.

Die gleichen Grundprinzipien gelten, wenn beispielsweise zur Imagewerbung auf einer Homepage oder einer Zeitung Bilder aufgenommen werden. Es muss aber den Betroffenen klar sein, zu welchem Zweck die Aufnahmen erfolgen. Selbstverständlich ist auch bei einer stillschweigenden Einwilligung die volle Geschäftsfähigkeit Voraussetzung. Zugegeben, die Rechtslage ist kompliziert und eine rechtliche Bewertung erfordert in der Regel eine Betrachtung des konkreten Einzelfalls. Aber es gibt einige Grundprinzipien, die jenseits juristischer Feinheiten im Alltag weiterhelfen können: Nicht das Anfertigen von Fotos, zum Beispiel für den Eigengebrauch, führt in der Regel zu Streitigkeiten, sondern das Verbreiten sowie Veröffentlichung von Fotos. Ein rechtlich relevantes Verbreiten und Veröffentlichung eines Fotos liegt nur dann vor, wenn es für einen nicht abgegrenzten und nicht persönlich miteinander verbunden Personenkreis zugänglich gemacht wird. Beispielsweise ist die Weitergabe an Arbeitskolleginnen oder Kollegen sowie an Angehörige unproblematisch. Hilfreich ist die Beachtung der „goldenen Regel“: „Behandle andere so, wie du selbst behandelt werden

willst“, hier abgewandelt: „Möchtest du, dass das Foto ohne deine Zustimmung verbreitet oder veröffentlicht wird, wenn es ein Foto von dir wäre?“ Um auf der sicheren Seite zu stehen, ist es ratsam, eine Einwilligung einzuholen.

Werden Fotos ohne ausdrückliches oder stillschweigendes Einverständnis in dem genannten, rechtlich relevanten Sinne verbreitet, steht dem Fotografieren ein Unterlassungsanspruch und ein Anspruch auf Löschung gegen denjenigen zu, der das Foto verbreitet. In besonders schweren Fällen, zum Beispiel bei der Verbreitung von Fotos aus dem Intimbereich, ist die Ahndung mit einem Bußgeld möglich. Nicht selten ist es aber schwierig, denjenigen auszumachen, der für die Verbreitung verantwortlich ist. Ansprüche gegen den Betreiber der Plattform, auf der das Foto verbreitet wird, scheitern in der Regel daran, dass der Plattformbetreiber seinen Sitz im Ausland hat und häufig keinen Willen zeigt, gegen unzulässige Einträge auf seiner Plattform vorzugehen. Ein Lehrbeispiel dafür ist das bislang nicht sehr erfolgreiche Bemühen des Bundesjustizministeriums, Anbieter von sozialen Medien zur Beseitigung von volksverhetzenden Einträgen zu bewegen. Smartphone, Tablet, Twitter, Snapchat, Facebook und Whatsapp erleichtern die Kommunikation, jeder

andere Teilnehmer ist zu jeder Zeit auch mobil zu erreichen. In zunehmendem Maße werden die Dienste auch zur betriebsinternen Kommunikation genutzt.

Dagegen ist grundsätzlich nichts einzuwenden, da sie interne Kommunikationsprozesse beschleunigen und effizienter machen können. Voraussetzung ist aber, dass sich die Kommunikation auf diejenigen beschränkt, die als Betriebsangehörige oder als Außenstehende eine Legitimation haben, über den Inhalt der Nachrichten informiert zu werden. Besteht diese Legitimation nicht, begeht der Absender der Nachricht eine Verletzung seiner arbeitsrechtlichen Verschwiegenheitspflicht. Die Benutzung privater Geräte zum Austausch betriebsinterner Nachrichten birgt allerdings die Gefahr in sich, dass Unberechtigte Zugang zu den Geräten und den auf ihnen verbreiteten Nachrichten erlangen können. Der Arbeitgeber kann daher im Rahmen seiner Organisationsbefugnis die Benutzung privater Geräte zur betriebsinternen Kommunikation durch Dienstanweisung untersagen. Die digitale Technik ist ein Segen, sie kann aber zum Fluch werden, wenn man mit ihr sorglos umgeht.

Reinhold Albert, Mitglied des Verwaltungsrats der GiB und Mitglied im Kuratorium der Stiftung für integrative Behindertenerbeit

Lebenszeit, Arbeitszeit, Freizeit – keine Zeit?

Unsere Lebenszeit ist begrenzt. Manchmal denken wir mehr daran, manchmal weniger – im Alltagsgeschehen oft gar nicht. Das hält uns den Kopf frei für die Gegenwart, für das, was wir im Augenblick erleben, und für die Dinge, die es zu tun gibt. Wir leben immer ein wenig in der Vergangenheit und ein wenig in der Zukunft. Denn Leben bedeutet Veränderung und Entwicklung. Wir leben mit Erinnerungen und Erfahrungen aus der Vergangenheit und mit Träumen, Wünschen und Zielen für die Zukunft. In jungen Jahren kann uns vieles oft gar nicht schnell genug gehen. Mit zunehmendem Alter vergeht die Zeit manchmal viel zu schnell. Wie wir Zeit wahrnehmen, hat viel mit unseren eigenen Erwartungen zu tun und mit den Erwartungen anderer Menschen an uns.

Unsere Lebenszeit messen wir nicht nur in Jahren: Bei einem Jubiläum oder einem runden Geburtstag denken

wir an Lebensabschnitte, die viel verändert haben und uns viel bedeuten. Bräuche, Gewohnheiten oder Jahreszeiten beeinflussen unser Gefühl für Zeit und dafür, wie wir diese planen. Weihnachtseinkäufe erledigen, Plätzchen backen, den Adventsschmuck anbringen, besinnliche Stunden mit der Familie: Am Jahresende will das seine Zeit haben. Die Ostereier dürfen noch ein paar Monate entspannt auf ihren Einsatz warten.

In unterschiedlichen Gegenden und Kulturen wird Zeit oft anders wahrgenommen und gestaltet. Die Art und Weise, wie das Arbeitsleben geregelt ist, welche Technik zur Verfügung steht und von den Menschen genutzt werden kann, all das verändert den Umgang und die Wahrnehmung von Zeit im Alltag sehr. Räume lassen sich heute durch technische Möglichkeiten extrem schnell überwinden: Weltraumforschung, ein Flug in den Süden, mit Freunden und Verwandten skypen, in unzählige TV-Sender zappen können. Wir stellen oft



fest: Die Zeit wird immer „schnellebiger“. Wir können Bilder und Nachrichten aus aller Welt fast zeitgleich mit den Ereignissen erhalten. Das verändert unsere Erwartungen an die Geschwindigkeit von Abläufen im Alltag – nicht nur – wenn ein EDV-Programm zum „Hochfahren“ 20 Sekunden länger braucht als gewohnt.

Geduld ist die Fähigkeit, allem die Zeit zuzubilligen, die es braucht, sei es einer Tätigkeit oder einer längerfristigen Entwicklung. „Das Gras wächst nicht schneller, wenn man daran zieht“, sagt ein afrikanisches Sprichwort. Die Einschätzung, wann wir etwas geschehen lassen und wann wir handeln sollten, damit etwas geschieht, lernen wir durch Vorbilder und Erfahrung. Es ist nicht immer leicht, Geduld aufzubringen. Gerade, wenn wir etwas sehr wünschen oder erwarten, möchten wir, dass alles viel schneller geht. Genauso ist es, wenn von anderen mehrere Anforderungen zugleich an uns gestellt werden. Vielleicht machen wir uns oder anderen Menschen dann Druck. Das kann die Dinge erschweren oder auch hilfreich sein, um etwas in Gang zu bringen und wichtige Dinge zu erledigen. „Es gibt nichts Gutes, außer, man tut es“, sagt hierzu ein Sprichwort. Wir gestalten immer unsere Lebenszeit: egal ob wir gezielt handeln, um ein gewünschtes Ziel zu erreichen, oder ob wir in einer Sache abwarten, bis „die Zeit reif ist“. Was wir tun oder lassen, wir schöpfen immer aus unseren Erfahrungen.

Im Alltag unterscheiden wir Arbeitszeit und Freizeit. Arbeitszeit beinhaltet klare Gestaltungsräume, Abläufe und Strukturen. Wir planen und erwarten, dass bestimmte Dinge in der festgelegten Zeit erledigt werden. Entsprechend handeln wir. Das tun wir in unserer Freizeit teilweise auch, denn die Organisation der „Alltagsarbeit“ in unserem Haushalt kann ähnlich funktionieren. Doch sie muss es nicht. Hier haben wir persönliche Spielräume, ob in Familie, Partnerschaft oder allein.

Das Maß der Zeit sind Jahre, Monate, Wochen, Tage, Stunden, Minuten und Sekunden. Im technischen Bereich sogar kleinste Einheiten, die unsere Sinne nicht wahrnehmen können. Zehn Minuten erleben wir oft unterschiedlich lang: Manchmal vergeht die Zeit wie im Fluge, manchmal scheint sie sich kaum zu bewegen. Scheinbar unbemerkt vergehen die Minuten, wenn wir konzentriert bei einer Sache sind: Wenn wir in eine Arbeit sehr vertieft sind oder in der Freizeit einer Geschichte lauschen, einen Film ansehen, in ein Buch „versinken“ oder im Zug vor uns hin träumen. Manchmal vergessen wir die Zeit voller Zufrie-

denheit und sind erstaunt über die vergangenen Minuten oder Stunden. Die Zeit scheint hier zu fließen. Was wir wahrnehmen, denken, fühlen und tun, beeinflusst sehr, wie wir die Zeit in einem Augenblick empfinden. Wenn wir in der täglichen Alltagsroutine gezielt viele Aufgaben hintereinander erledigen, für die wenig Zeit ist, erleben wir die Zeit als „getaktet“. Dann ist es wichtig, dass jeder Handlungsschritt in „seiner“ Zeit erledigt wird. Wir wechseln mehrmals am Tag zwischen diesen Arten, Zeit zu gestalten und zu empfinden. Bei einem sehr straffen Zeitplan müssen wir uns gezielt „Zeitfenster“ für fließende Zeit erlauben, um „aufzutanken“.

In den Angeboten der GiB begleiten wir Menschen mit Behinderung. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter haben an den Entwicklungen anderer Menschen teil, vom frühesten Kindesalter in der Frühförderung, bis zum hohen Alter in den Wohngruppen. Hier beinhaltet die Arbeitszeit innerhalb der geplanten Abläufe Zeit für die Gestaltung von Entwicklung, z. B. wenn wir Impulse geben und uns mit Empathie auf Entwicklungsschritte einlassen, die der Mensch, den wir begleiten, auf seine Weise vollzieht. Bedürfnisse anderer Menschen empathisch zu begleiten, erfordert Einfühlungsvermögen, Geduld, Konzentration und Besonnenheit und nicht zuletzt Flexibilität und strukturiertes Handeln. Das ist besonders der Fall, wenn mehrere Menschen zugleich mit Anliegen auf uns zukommen. Dem aufmerksamen Zuhören folgt, bei Bedarf, die praktische Begleitung. Das Tempo bestimmt der unterstützte Mensch durch seine Fähigkeiten, Möglichkeiten, Ziele und Wünsche.

Für Menschen mit Behinderung dauert vieles im Alltag länger als für andere. Manchmal ist dies der Fall, weil das Wahrnehmen, Denken, Sprechen oder Handeln aufgrund der persönlichen Einschränkung viel Zeit brauchen oder Gefühle „Achterbahn fahren“. Manchmal sind es Barrieren der Umwelt, die Menschen mit Behinderung große Geduld abfordern: Umwege machen, oder warten auf die barrierefreie U-Bahn, den Therapieplatz in einer barrierefreien Praxis, die barrierefreie Wohnung.

„Keine Zeit“ hören wir von allen Seiten. Freie Zeit steht daher hoch im Kurs. Das Wichtigste daran ist für viele Menschen, dass sie selbst darüber bestimmen, wie sie ihre Lebenszeit verbringen und ihre Träume, Wünsche und Ziele verwirklichen. In den Wohngruppen begleiten wir genau dabei erwachsene Menschen mit Behinderung.

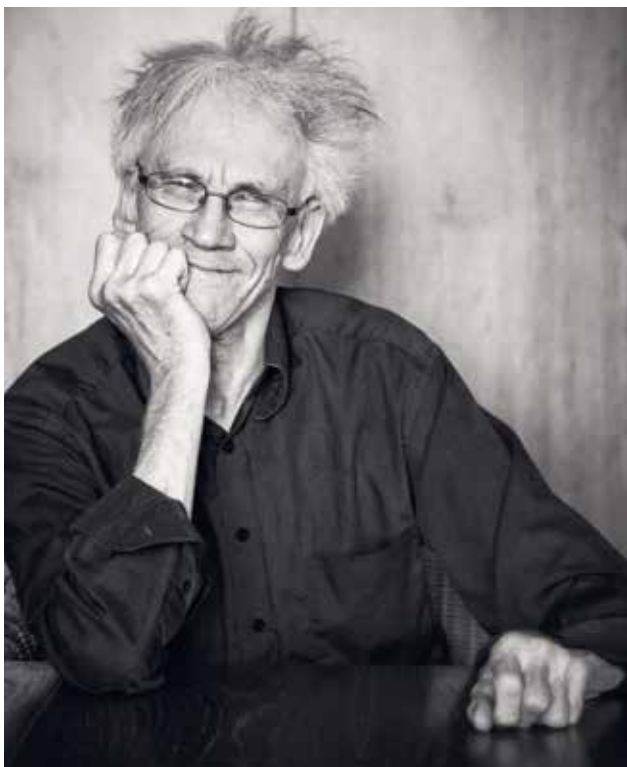
Jutta Blume, Einrichtungsleitung



Ich genieße mein Leben

Über die Zeit hat sich der Mann auf dem aktuellen GiB Zeit-Titelbild in seinem Leben nicht viele Gedanken gemacht. Und doch sagt er jetzt: „Ich hätte nicht geglaubt, dass ich überhaupt so alt werde.“ Lutz Teuscher ist der erste und der älteste Bewohner der Wohngruppen für Menschen mit Körper- und Mehrfachbehinderung, seit 34 Jahren hat er hier seinen Lebensort. „Ich fühle mich sauwohl.“ Ausziehen in eine eigene Wohnung? Nur kurz hat er daran gedacht und die Idee schnell wieder verworfen. „Die Kontakte sind mir wichtig, wenn ich die Tür aufmache, habe ich jemanden, mit dem ich reden kann, wenn ich die Tür zu meinem Zimmer zumache, dann habe ich meine Ruhe.“

Ruhe ist dem gebürtigen Hannoveraner wichtig. 30 Jahre ist Lutz Teuscher jeden Morgen früh aufgestanden und ins Hotel gefahren. Von 8 bis 14 Uhr hat er dort pünktlich und fleißig gearbeitet. Er hat immer auf dem freien Arbeitsmarkt gearbeitet, erst als Bote für ein Architekturbüro, dann im Hotel in der Technik, im Service überall, wo in dem Betrieb in Kirchrode „ein Mädchen für alles“ gebraucht wurde. „Heute bin ich erstaunt, wie



Lutz Teuscher, Bewohner der WG 5.

Foto: Rene Lauterbach

ich das alles geschafft habe“, sagt der groß gewachsene Mann, dem das Laufen sichtlich schwerfällt. „Acht Chefs habe ich gehabt, einer hat mich schikaniert. Der mochte mich wohl nicht.“ 1999 hat Lutz Teuscher seine Rente eingereicht, 2000 hat er sich in den Ruhestand verabschiedet. „Ich konnte nicht mehr.“ Seitdem lässt sich Lutz Teuscher treiben. „Ich genieße mein Leben.“

Ganz ist der Kontakt zu dem Hotel nicht abgerissen. Mit seiner ehemaligen Kollegin Birgit trifft sich Lutz Teuscher mindestens zweimal im Monat. Das ist ihm wichtig genauso wie die täglichen Abläufe in der Wohngruppe und die eigenen Rituale. Kaffee und Kuchen sind ein tägliches Must Have. Macht er seine Zimmertür hinter sich zu, dann wissen alle: Lutz möchte seine Ruhe haben, dann ist für ihn Zeit, zu lesen, Kreuzworträtsel zu lösen und Zeit für Rock' n' Roll – gespielt vom Kassettenrekorder, eigene Aufnahmen aus dem Radio. „Da fahre ich voll drauf ab“, sagt der 73-Jährige.

Früher sei er viel gereist – vorwiegend mit den Eltern. Österreich, Bad Bevensen, der Solling waren die Ziele. „Später bin ich auch allein in den Urlaub gefahren, in das Hotel im Solling. Der Koch hat mich abgeholt und wieder zurückgebracht“, erinnert er sich. Irgendwann blieb die Reise aus, weil das Hotel seine Pforten schloss. Allein möchte Lutz Teuscher heute nicht mehr auf Reisen gehen, lieber mit der Wohngruppe. „Ich schaffe das nicht mehr.“ Lutz Teuscher spürt, dass alles jetzt langsamer geht. Dass die Zeit auf seiner Lebensuhr ihren Tribut fordert, aber auch hier lässt sich der WG-Bewohner nicht unter Druck setzen. Lutz Teuscher lässt sich durch den Tag treiben – ohne Druck und ohne Stress. Er weiß, dass er die Begleitung und Unterstützung, die er benötigt, durch die WG bekommt. Denn es ist ihm wichtig, selbstbestimmt zu leben und auch im Alter weiterhin an der Gemeinschaft teilzuhaben.

Die WG gibt ihm die wichtige Sicherheit, das Vertrauen und die Geborgenheit. Seit 34 Jahren kennen sich Bewohnerin Erika Bremer und Lutz Teuscher. Die Gruppenleitung Heidi Wlodasch ist für ihn seit knapp 20 Jahren ein vertrautes Gesicht, drei weitere Mitarbeiter begleiten sein Leben in der WG seit zwischen 15 und 20 Jahren. Mitarbeiter und Bewohner sind für ihn heute wie eine kleine Familie. Das hat die Zeit für ihn bewirkt.

ren



Die Zeit rückt immer näher

Gedanken an die Zeit? Welche Rolle spielt sie in meinem Leben? Was ist mir wichtig in Freizeit und Arbeitszeit? Imke Pein blickt bei diesen Fragen erst einmal skeptisch und sehr nachdenklich drein. 18 Jahre ist sie alt, hat das Abi in der Tasche und das Leben noch vor sich. Alles ist offen, alles ist möglich, fast alles zumindest. Und jetzt die Fragen nach der Zeit?!

Seit September arbeitet die junge Frau, die den aktuellen GiB Zeit-Rücktitel ziert, als FSJlerin in der Wohngruppe fünf für Menschen mit Körper- und Mehrfachbehinderung. Diese Zeit läuft für sie schneller ab, als sie sich vorgestellt hat. Und: Die Zeit kann Druck machen. Imke Pein kennt jetzt dieses Gefühl. Erst wenige Monate sind vergangen, seitdem die junge Frau ihr Abitur gemacht hat.

Die Schulzeit ist vorbei. Nicht genau wissend, was sie danach beruflich anfangen sollte, entschied sich Imke Pein für ein Freiwilliges Soziales Jahr. Beruflich orientieren möchte sie sich und die Zeit der Orientierung läuft. „Es kommt immer näher und ich weiß noch nicht genau, was sich beruflich ergeben könnte.“ Die soziale Arbeit könnte es werden, muss es aber nicht zwangsläufig, der elterliche Betrieb steht auch noch offen, eine Ausbildung in dieser Richtung hält sie für denkbar. „Ich möchte nicht von jetzt auf gleich entscheiden.“

Zeit hat für sie etwas mit Zielen zu tun, das Abi war so ein erreichtes Ziel, das aber längst wieder aus ihrem Kopf verschwunden ist. „Zeit spielt eine große Rolle, wenn man sich ein Ziel gesetzt hat.“ Mit dem Ende ihrer Schulzeit begann eine neue Zeit – eine als FSJlerin, eine Zeit der Orientierung, plötzlich im Schichtdienst mit Zeitmanagement.

Zeit muss nun sorgfältig geplant werden, im Spätdienst ist ein Treffen mit Freunden nur noch vormittags möglich. Imke Pein beklagt das nicht. „Ich arrangiere mich schnell.“ Die Arbeitszeit sorgt aus ihrer Sicht für einen geregelten Ablauf, erst die Schichtzeit, dann die Freizeit.

Freizeit und Arbeitszeit – beide Zeiten bieten der 18-Jährigen aus dem hannoverschen Umland einen

gleich hohen Stellenwert, und Familie und Freunde stehen ganz oben in dieser Zeit. Dennoch: „Ich brauche auch mal Zeit für mich alleine, um über Sachen nachzudenken.“ Zugunsten der Arbeitszeit auf Freizeit zu verzichten – für ausgeschlossen hält sie das nicht. „wenn die Tätigkeit mit einer Leidenschaft verbunden ist und es sich lohnt, die Zeit zu investieren, warum nicht?“

Ihre Zeit in der GiB läuft, das Ende ist abzusehen. Imke Pein hat bereits jetzt das Gefühl, dass es sich um eine lohnenswerte Zeit handelt. Die Arbeit mit den Menschen mit Körper- und Mehrfachbehinderung sind ihr Alltag geworden. „Die Menschen haben ihre Lebensfreude, es ist ganz normal, mit ihnen zu kommunizieren, und sie geben einem ganz viel.“ Mit „ganz viel“ meint sie diese innere Zufriedenheit, die sich in ihr breitmacht, seitdem sie mit den Menschen mit Behinderung in der Wohngruppe fünf arbeitet.

reu



Imke Pein, FSJlerin der WG 5.

Foto: Rene Lanterbach

Zeit sichtbar machen

Der Ansatz nach TEAACH in der Tafö

Zeit wird subjektiv erlebt, ist abstrakt und sehr häufig schwer nachzuvollziehen oder auszudrücken. Wenn ein Mensch Zeitabläufe nicht begreifen kann, kann er sich schlechter orientieren und fühlt sich unsicher, hilflos oder ausgeliefert; er erlebt häufiger Angst und Stress.

Der Ansatz nach TEACCH („Treatment and Education of Autistic and Related Communication Handicapped Children“) bietet nicht nur Menschen mit Autismus-Spektrum-Störungen (ASS), sondern auch Menschen mit Lernschwierigkeiten Unterstützung, Zeit besser verstehen zu können. Eric Schopler (1965) zeigte auf, dass Autismus keine emotionale Störung ist, sondern eine angeborene Störung der Wahrnehmungsverarbeitung. Auf dieser Grundlage entwickelte er die lerntheoretisch fundierte Methode TEACCH. Dieser Ansatz respektiert stets die Bedürfnisse der Menschen mit ASS und deren spezielle Form, die Welt zu erleben. Es geht darum, dysfunktionale Verhaltensweisen durch funktionale zu ersetzen. Dies bedeutet, dass die Umwelt so umgestaltet werden muss, „dass sie auch für autistische Menschen bedeutungsvoll, verständlich und vorhersehbar wird“.

Der TEACCH-Ansatz wird individuell geplant und im natürlichen Umfeld eingesetzt. Er beinhaltet die Schwerpunkte Strukturierung und Visualisierung. Bei der Visualisierung werden entsprechend dem Entwicklungsstand des Individuums Informationen durch Objekte, Fotos, Bilder oder Piktogramme und gegebenenfalls Schrift gegeben. Der Aspekt der Strukturierung verschafft mit Unterstützung durch die visuelle Information Klarheit in der Organisation des Raumes, der Zeit und der Handlungsabläufe.

Grundsätzlich geht es darum, Informationen, die man braucht, um alltägliche Anforderungen zu meistern oder neue Kompetenzen zu entwickeln, zu visualisieren – sichtbar zu machen. Ein praktisches Beispiel wie in der Tafö in vielen Gruppen nach dem TEACCH-Ansatz gearbeitet wird, beschreibt die Gruppe „Kleine Freiheit“. Seit vier Jahren arbeitet diese Gruppe mit einem Tagesplaner. Dieser Plan dient der Strukturierung des Tages und hilft somit den Beschäftigten, sich zeitlich im Tagesablauf zu orientieren. Dadurch

haben die Beschäftigten mehr Sicherheit: Jede/r Beschäftigte hat eine Tafel. Jede Tafel hat eine andere Farbe. Über jeder Tafel hängt ein Foto des / der Beschäftigten mit dessen/deren Geburtsdatum. Darunter hängen Fotos, die ein Arbeitsangebot, eine Beschäftigung oder einen Termin konkret darstellen, z. B. ein Foto eines Tischsets mit Putzlappen für die Aufgabe, die Sets abzuwischen. Für eine Beschäftigte, die lesen kann, gibt es statt Fotos Karten mit schriftlicher Information.

Jeden Morgen um 9 Uhr findet eine Morgenrunde statt, an der alle Beschäftigten und Mitarbeiter teilnehmen. Diese Morgenrunde erfolgt in einem gleichbleibenden Rhythmus. Es wird gefragt oder es werden gezielt Beschäftigte angesprochen, welcher Wochentag und der wievielte des Monats heute ist und in welchem Monat und Jahr wir sind. Anschließend werden die Tafeln von links nach rechts durchgegangen. Wer dran ist, sagt was er an dem Tag vorhat oder ein/e Mitarbeiter /in sagt es stellvertretend für die /den Beschäftigte / n. Jede einzelne Tafel wird Foto für Foto von oben nach unten durchgegangen. Oben hängt das erste Arbeitsangebot des Tages und unten das letzte.

Die Fotos bzw. die Texttafeln sind mit doppelseitigem Klettband befestigt, sodass sie abgenommen werden könnten, wenn die Aufgabe oder der Termin erledigt ist. Für den nächsten Tag werden dann entsprechend dem Tagesablauf neue Fotos an den Klettstreifen der Tafeln angebracht. Unter jeder Tafel hängt ein Holzkasten zum Aufbewahren der Karten.

Häufig wird der Tagesplaner im Laufe des Tages immer wieder genutzt, um sich zeitlich zu orientieren, was als Nächstes dran kommt. Einige Beschäftigte schauen gleich nach dem Ankommen selbstständig auf den Tagesplaner, um zu sehen, was der Tag bringt. So ist der an dem TEACCH-Ansatz orientierte Tagesplaner der „Kleinen Freiheit“ ein wichtiges zeitlich strukturierendes Element. Damit werden eingebettet in den Alltag auch immer wieder Anreize zur Kommunikation und zum Erhalt kognitiver Fähigkeiten gegeben sowie die selbstständige zeitliche Orientierung gefördert.

Steffi Knot, Andrea Sewing, Insa Sonnenberg



Zeit für die Zukunft

Was ist eigentlich Zukunftsplanung?

Diese Frage habe ich mir gestellt. Mein Name ist Wioleta und ich wohne in der WG 2. Für mich ist es wichtig, mir darüber Gedanken zu machen, wie ich mein Leben führen möchte. Wichtig ist für mich, dass es mein selbstbestimmtes Leben ist. Das heißt, ich entscheide, was für mich gut ist.

Ich habe mir meine Wünsche und Träume vor Augen geführt und habe festgestellt, dass ich diese nicht immer ganz alleine erfüllen konnte. Deshalb nutze ich die Zukunftsplanungsgespräche, meinen Träumen immer näher zu kommen. Sie sind mein kleiner Antrieb, der mir sagt, „Okay, Wio, manches kannst du richtig gut, du musst es dir nur zutrauen.“

Und für manches brauchte ich einfach Anregungen, Ideen, Tipps und vor allem viel Zeit zum Ausprobieren. Wichtig ist bei allem Neuen für mich: „Was passt gut zu mir?“ Oder besser gesagt: Was davon bin ich?“ Dieser Motor hat mir Mut gemacht, Dinge anzusprechen, eben Dinge, bei denen ich mich schwertat, sie überhaupt auszusprechen. Ich habe für mich festgestellt, dass es mir hilft, wenn ich Mut fasse, auch unangenehme Dinge auszusprechen. Dadurch ist manchmal eine Last von mir gefallen. Dadurch, dass es Lösungen gab, die sich sehr gut angefühlt haben, habe ich sie auch ausprobiert. Daran bin ich gewachsen. Ich habe nicht locker gelassen, an mir zu arbeiten.

Und so bin ich der Mensch, der ich heute bin. Das Angebot der regelmäßigen Gespräche hat mir geholfen, meine Wünsche und Träume nicht aus den Augen zu verlieren und meine Erfolge zu feiern. Die eigene Entwicklung bleibt nie stehen, wenn man nicht aufgibt. Natürlich habe ich diese Gespräche mit Menschen geführt, zu denen ich Vertrauen habe. Außerdem ist es wichtig, in einem guten sozialen Umfeld aufzuwachsen, damit man früh genug lernt, seine Stärken und Schwächen zu akzeptieren, um für andere Leute nicht angreifbar zu werden. Meine Familie und Freunde haben mich, soweit es ihnen möglich war, in diesen Dingen unterstützt. Ein Tipp von mir für euch wäre, wenn eure Familien und Freunde euch schon früh in der Selbstständigkeit fördern würden.

Anderen, die auch Unterstützung brauchen, kann ich nur den Rat geben: Kämpft für euch selbst, für ein Leben, wie ihr es haben wollt! Es ist egal, wie klein oder groß eure Träume sind! Es wird nicht immer einfach sein, aber es lohnt sich, für seine Träume zu kämpfen. Dafür solltet ihr die folgenden vier Schritte beachten: Einen Traum haben. Wissen, was man kann und was nicht. Sich Hilfe zu nehmen, wenn man es nicht alleine schafft. Schritt für Schritt, auch das führt früher oder später zum Ziel. So werden eure Träume keine Träume mehr sein, sondern die Wirklichkeit.

Eure Wioleta



Seit elf Jahren lebt Wioleta Kaminska in der Wohngruppe für Menschen mit Körper- und Mehrfachbehinderung. Die 32-jährige gebürtige Polin arbeitet in der Montagegruppe der Hannoverschen Werkstätten (HW) und ist gleichzeitig Frauenbeauftragte der HW.

Foto: Anja Reuper

Ein gutes Zeitmanagement ist alles

Mein Name ist Kirsten Staack. Seit dem 1. August bin ich die neue stellvertretende Leitung der Tagesförderstätten in Vahrenwald und Bothfeld. Ich habe zwei Söhne im Alter von fast drei und vier Jahren und arbeite mit einer wöchentlichen Arbeitszeit von 28 Stunden bei der GiB.

Meine Arbeitszeiten habe ich im Vorwege mit Andrea Sewing, der Einrichtungsleitung der Tafös, gut abgestimmt, um nicht mit den Betreuungszeiten der Kindertagesstätte zu kollidieren. Zweimal in der Woche bringe ich meine Söhne in den Früh- bzw. Spätdienst der Kita, damit ich auch die Anforderungen der Arbeit als stellvertretende Leitung der Tagesförderstätten umsetzen und tragen kann, z. B. Vertretungsregelung oder Teilnahme an Dienstbesprechungen. Ein zugegeben nicht immer einfacher Spagat, der eines guten Zeitmanagements bedarf. Ich bin froh darüber, dass mein Arbeitgeber mir diese Flexibilität zugestanden hat, denn eine herausfordernde Aufgabe im Arbeitsleben ist mir ebenso wichtig wie ein Familienleben. Wenn ich dann jedoch Freizeit habe, will ich diese Zeit auch mit meinen

Kindern und meinem Mann intensiv erleben. Dazu ist es notwendig, diese gut zu planen. Insbesondere wenn ich mal Zeit für mich brauche, sei es für Sport oder einfach mal ein Treffen mit einer Freundin. Um meinen Beruf, die Familie und die eigenen Bedürfnisse unter einen Hut zu bringen, ist häufig eine Terminabstimmung mit meinem Mann notwendig. Das klappt bei uns gut und geht Hand in Hand.

Während meines Studiums in Magdeburg und auch in der beruflichen Tätigkeit danach war Zeit für mich selten das Problem. Erst mit den Kindern wurde mir immer bewusster, wie wertvoll Zeit und Freizeit sind. Einfach in den Tag hineinleben ist nicht mehr möglich. Dafür nutze ich die Freizeit jetzt umso intensiver. Insbesondere wenn wir als gesamte Familie zusammen etwas unternehmen oder zusammen in den Urlaub fahren.

Ich hätte es sicherlich leichter, wenn ich keine Leitungsstelle hätte oder weniger Stunden arbeiten würde. Das kam für mich aber nicht in Frage. Ich habe immer gearbeitet und hatte auch immer hohe Ansprüche an die Inhalte meiner beruflichen Tätigkeit. Einfach nur zu arbeiten, um etwas Geld zu verdienen, war mir nie genug. Ich möchte mich gefordert und gebraucht fühlen in meiner Tätigkeit. Insbesondere möchte ich gestalten und Verantwortung tragen. Dazu gehört es für mich, Ideen zu entwickeln und in die Umsetzung zu bringen. Arbeit ist für mich ein Ausgleich zum Familienleben. Arbeit gibt mir Input und den brauche ich sowohl in der Arbeitszeit als auch in der Freizeit. Sie ist für mich in gewisser Weise auch ein Stück Selbstverwirklichung, die mir wichtig ist, nachdem unsere Familienplanung abgeschlossen ist und ich mich beruflich und persönlich weiterentwickeln kann. Ich möchte einer anspruchsvollen Tätigkeit nachgehen und suche den fachlichen Austausch mit Menschen.

Zeit für Entspannung ist ein anderer Input mit ebenfalls hohem Stellenwert für mich. Es sind hier andere Aspekte, die mich bereichern, andere Inhalte, Gespräche, andere Perspektiven, die sich mir in der freien Zeit eröffnen. Arbeitszeit – Elternzeit – Freizeit: Das Umschalten von einer Zeit in die andere erfolgt wie auf Knopfdruck, obwohl es natürlich auch immer Überschneidungen gibt. Es gibt immer auch Dinge, die ich in die andere Zeitzone mitnehme oder die mich weiter beschäftigen. Beim Sport geht das Abschalten meist



Die neue stellvertretende Leitung der Tagesförderstätten Bothfeld und Vahrenwald, Kirstin Staack. Foto: Fotostudio Franz Fender

schneller. Wenn ich mich mit Freunden treffe oder mich mit meinem Mann austausche, spreche ich aber auch einmal über die Themen, die mich tiefer gehend beschäftigen oder die schwierig sind. Für mich ist der Austausch wichtig. Die Themen müssen ausgesprochen und geklärt werden.

Auch Gedanken über die Zeit von morgen rücken mittlerweile stärker in mein Bewusstsein. So mache ich mir natürlich Gedanken über die Entwicklung und

Zukunft meiner Kinder, aber auch mein eigenes Alter oder das Älterwerden meiner Eltern sind zunehmend ein Thema für mich.

Ich bin inzwischen 42 Jahre alt und denke, dass ich mitten im Leben angekommen bin. Für die Zukunft wünsche ich mir, wieder mehr Zeit für mich zu haben. Das ist sicher ein realistischer Wunsch. Bis dahin schaue ich mit Perspektive nach vorne. Ich packe die Sachen an, das war schon immer meine Maxime. *Kirstin Staack*

Zeit für den Ruhestand

„Es wird schon komisch sein, wenn ich morgens nicht mehr hoch muss.“ Zum Zeitpunkt unseres Gesprächs wusste Anita Eisenblätter noch nicht, wie sich das anfühlt, als Ruheständlerin einfach morgens liegen bleiben zu können.

Ab dem 23. Dezember weiß sie es. Nach mehr als 40 Jahren Tätigkeit als Erzieherin in der Kita Spunk endet ihre Berufszeit. Um genau zu sein: Nach 40 Jahren und 22 Tagen ist für sie Schluss in der Celler Einrichtung. Eigentlich wäre sie bereits vier Monate vorher in den Ruhestand gegangen, doch dann wurde eine Kollegin krank und für Anita Eisenblätter gab es noch einmal einen Aufschub bis zu ihrem endgültigen Ruhestand. Vier Monate hat sie verlängert. Jetzt soll es ruhiger werden.

Easy, aber nie langweilig sei es in den 40 Berufsjahren gewesen, jedes Kind, das sie begleitete, war eine positive Herausforderung. Genau die brauchte Anita Eisenblätter in ihrem gesamten Berufsleben. „Die Arbeit in einem Regelkindergarten wäre für mich nicht infrage gekommen.“ Sieben bis acht Kinder bildeten ihre jeweilige Kindergartengruppe – jedes mit einer Beeinträchtigung – körperlich und/oder sprachlich. „Bei uns werden die Kinder so angenommen, wie sie sind, egal welche Einschränkung sie haben.“ In Regelkindergärten wären viele von ihnen vielleicht untergegangen. Davon ist sie fest überzeugt.

Ihre Arbeit war spannend und abwechslungsreich und sie wurde im Laufe der Zeit immer umfänglicher. Kinder, Kollegen, Arbeit – langsam, und für Anita Eisenblätter unmerklich, steigerte sich das. Die ersten zehn Jahre im Sankt Georgsgarten waren noch ganz anders. „Wir waren anfangs wie eine kleine Familie.



Anita Eisenblätter beim Durchblättern alter Fotoalben im Erinnerungszimmer der Kita Spunk. Der Raum lud beim Jubiläum zur Reise in die Vergangenheit ein.

Foto: Anja Renper

Sechs Kinder in zwei Gruppen und morgens haben wir uns in der Küche zum Kaffee und Stricken getroffen. Damals war das so, die Küche war auch das Büro. Mit dem Umzug nach Altencelle in den heutigen Spunk wuchs die Einrichtung und auch die Anforderungen“,

erinnert sie sich. Vierzig Jahre im Beruf – Anita Eisenblätter fehlte selten. Nix Migräne, nix Grippe, nix Magen-Darm – einmal war sie sechs Wochen krank und dann aber richtig, das ist ihre Bilanz. Kaum gelbe Scheine. Dafür hat sie ein Rezept: „Ich habe immer nach vorne geguckt und das Positive gesucht.“ Damit ließen sich die Höhen und Tiefen prima managen.

Das zweite Rezept: „Ich habe mich immer an meinem Arbeitsplatz wohlgefühlt. Ich war einfach gut drauf.“ Nette Kollegen und tolle Kinder mit ihren Herausforderungen haben es mir leicht gemacht, gern in die Einrichtung zu kommen. Am Ende des Urlaubs habe ich mich schon auf meine Arbeit gefreut. Harmonie im Team stand immer ganz weit oben, „denn die Kinder spürten, wenn es nicht harmoniert unter den Kollegen“. Konflikte waren zum Lösen da. Vierzig Jahre in derselben Einrichtung, viele Kollegen, fast dieselben Aufgaben

– nur immer wieder andere Kinder – manch eine Mitarbeiterin hätte sich vielleicht die Frage nach Veränderung gestellt und den Wunsch entwickelt, Neuland zu entdecken. Wechselgedanken hatte Anita Eisenblätter nie. „Man weiß, was man hat, und was man kriegt, weiß man nicht.“

Seit Anfang Dezember hat für Anita Eisenblätter eine andere Zeit begonnen. Sie hat sich darauf gefreut. Sie wolle gucken, was kommt, und langweilig werde es ihr schon nicht werden. Fest stand schon zum Zeitpunkt des Gesprächs: Den Kontakt zum Spunk will sie nicht abreißen lassen, will ihre Kolleginnen regelmäßig besuchen und, wenn Not am Mann ist, möchte sie dem Spunk-Team gern helfen – als Krankheitsvertretung zum Beispiel. Dann ist sie genauso schnell da wie früher. „Mit dem Auto in zehn Minuten – ohne Rotphasen an den Ampeln.“

Text und Foto: reu



Eigentlich stünde Bernd Köhne heute hinter dem Herd irgendeines Restaurants, wäre ihm da nicht in seiner Ausbildung ein kleiner Irrtum unterlaufen: Statt Reh brachte er Hirsch aus dem Kühl-

haus, der Chefkoch rastete aus und Bernd Köhne musste den ganzen Tag das Kühlhaus schrubben. „Zehn Tage war ich todunglücklich, dann hat es gekracht.“



So beschreibt er den Verlauf seiner ersten Ausbildung. Der raue Küchenton machte die Musik bei ihm und war für ihn der ausschlaggebende Grund, die Kochschürze schnellstens abzulegen.

Zeit für einen Neuanfang – dieses Mal im Einzelhandel. Die Ausbildung war geschafft und die Perspektive eröffnete sich für ihn, lebenslänglich Filialleiter zu sein. Das machte Angst. „Ich fand das abschreckend, ein Leben lang fragen zu müssen: Darf es ein bisschen mehr sein?“ Trotzdem hat sich diese Zeit im Nachhinein als wertvoll erwiesen, Fertigkeiten wie Rechnungswesen und Buchhaltung lernte er in dieser Zeit. Das kommt ihm heute bei seinen Leitungsaufgaben entgegen.

Mit einem Vorpraktikum bei der Caritas in Hildesheim stellte er die Weichen für sein zweites Berufsleben. Sieben Jahre arbeitete er in einer Wohngruppe, unter anderem auch mit Menschen mit Autismus. Ausreichend Zeit ließ er sich, um die richtige Antwort zu finden, ob eine Ausbildung zum Heilerziehungspfleger wirklich das Richtige für ihn sei. „Zunächst habe ich Abstand genommen, das lag an der Pädagogik der Achtzigerjahre. Es wurde viel entschieden über die Bewohner, wenig an den Zielen der Einzelnen gearbeitet. Fremdbestimmung war vorgegeben. Ich habe das in Frage gestellt, weil es mir wenig menschlich erschien.“

Trotzdem entschied sich Bernd Köhne für eine berufsbegleitende Ausbildung in Teilzeit. „Wie soll für dich die Pädagogik der Zukunft aussehen? Das war die Frage, die mich in dieser Zeit umgetrieben hat.“ In einer kleinen Einrichtung nahe Hannover trat er seine erste Stelle nach der Ausbildung an – als Gruppenleiter in einer Wohngruppe für Menschen mit Behinderung – darunter auch wieder Menschen mit Autismus. Ich habe immer diese Neugier verspürt und gern gelernt.“

Damit war das Fundament für eine zweite Ausbildung – wieder berufsbegleitend – zum Heilpädagogen gelegt. Mit dem Ende der Ausbildung begann wieder ein Abschnitt – wieder etwas Neues, die Arbeit in der Tagesbildungsstätte. Das war es nicht für ihn – schon gar nicht für den Rest seines Arbeitslebens.

Mit 36 Jahren war Bernd Köhne schon fast 20 Jahre im Beruf und ihn beschlich das Gefühl, mit diesem zu hadern. Die Frage stellte sich: Möchte ich das weitermachen? Die Zeit für eine Auszeit war gekommen. Für ein Jahr machte er etwas ganz anderes: Kneipenarbeit.

Zwölf Monate stellte er sich hinter den Tresen, hatte dabei viel Spaß und lernte viele interessante Menschen kennen – unter anderem auch eine heutige GiB-Kollegin, die ihm Jahre später die gemeinnützige Gesellschaft als möglichen Arbeitgeber empfahl.

Die Zeit hinter dem Tresen hat er nicht bereut. „Das war der richtige Weg, um Perspektiven für weitere Schritte zu entwickeln. Für mich stellte sich die Frage, wo meine Reise hingehen sollte. Für die richtige Antwort brauchte ich Zeit.“ Nach 365 Tagen hatte er die Antwort: Behindertenarbeit ja, Tagesbildung nein, Wohngruppe ja.

Seit 1. Juli 1999 ist er für die GiB tätig – der Tipp kam von einer der heutigen Kolleginnen. Es war der richtige Schritt aus seiner Sicht. „Spannend ist es für mich, Menschen in ihrem Alltag zu begleiten und nicht nur einen kleinen Ausschnitt ihres Lebens verfolgen und begleiten zu können“, begründet er die Arbeit in der Wohngruppe, die mit Schichtdienst verbunden ist.

Manche Menschen steigen nach Jahren und Jahrzehnten aus der Wohngruppenarbeit aus, um mehr Zeit für sich zu gewinnen. Bernd Köhne sieht das für sich anders. „Ich brauche keinen festen Rhythmus, um für mich einen Lebensplan zu haben. Ich bin flexibel, solange ich meinen sportlichen Ausgleich habe. Stress baue ich damals wie heute auf die gleiche Art ab – mit Sport. Doch eins hat sich in den fast 40 Berufsjahren spürbar verändert – die Energie sei weniger geworden, Belastungen spüre er schneller.“

Neues, Unbekanntes hat den 54-jährigen Heilpädagogen und Heilerziehungspfleger immer wieder gelockt, die bekannten Pfade zu verlassen und sich Zeit für Neues zu nehmen. Nach 16 Jahren wollte der ehemalige Gruppenleiter der Wohngruppe für Menschen mit Körper- und Mehrfachbehinderungen noch einmal Neuland betreten. „Es waren die immer wiederkehrenden Dinge, alles wurde sehr ähnlich. Da kam wieder das Gefühl hoch: Ich möchte gern etwas Neues machen, etwas anderes, aber ich möchte bei der GiB bleiben.“

Heute hat sich der Kreis geschlossen: Mit Autisten hat sein zweites Berufsleben begonnen und mit ihnen geht es für Bernd Köhne auch beruflich weiter. Seit eineinhalb Jahren leitet Bernd Köhne die Wohngruppe für Menschen mit Autismus in Altencelle und sagt jetzt für sich: Alles richtig gemacht! *Text und Foto: reu*



Freizeit in Berlin

Alle Bewohner aus der WG fünf und Ute Kling aus der WG eins sind vom 1. bis 3. August zu einer Kurzfreizeit nach Berlin gefahren. Untergebracht waren wir im Haus Reichwein, das ist nicht weit vom Grunewald und dem Olympiastadion entfernt.

Morgens gegen 10 Uhr sind wir von Hannover losgefahren. In Berlin angekommen, ganz ohne Stau, haben wir erst einmal die Zimmer aufgeteilt und die Koffer ausgepackt. Für einige Bewohner der WG fünf ist diese Unterkunft vertraut, weil wir schon zweimal dort waren. Als alles getan war, sind wir erst einmal zu Kaffee und Kuchen eingekehrt. Anschließend sind wir die wunderschöne Havelchaussee entlanggefahren, am Wannensee vorbei zur Pfaueninsel. Bei schönstem Wetter haben wir uns mit der Fähre übersetzen lassen.

Die Pfaueninsel hat ein kleines weißes Schloss, überall laufen Pfauen frei herum und es ist wun-

derschön. Den Abend haben wir mit einem Essen im Restaurant abgeschlossen. Am anderen Morgen wollten wir uns das Brandenburger Tor, den Reichstag und andere Sehenswürdigkeiten anschauen. Leider ließ uns den ganzen Tag das Wetter im Stich. Es regnete heftig, schade, weil Nicole noch nie in Berlin war und es gern gesehen hätte.

So sind wir zum Potsdamer Platz gefahren. Er gilt neben dem Brandenburger Tor als Symbol für die Berliner Teilung. Rund um den Potsdamer Platz pulsiert das Leben. Wir haben vieles besichtigt, waren im Sony-Center, shoppen, Eis essen und am späten Nachmittag beim Italiener. Am Abend kam unser Highlight. Wir besuchten das Stage-Theater und haben und das Musical „Hinter dem Horizont“ von Udo Lindenberg angeschaut. Das Musical handelt von einer Liebesbeziehung, die durch die Teilung nie eine richtige Chance hatte. Das Musical war sehr beeindruckend und hat uns sehr gefallen, zumal es an dem Ort

aufgeführt wurde, wo sich Berlin in Ost und West trennte. Bis zum Mauerfall war der Potsdamer Platz Niemandland und bestand aus zwei Mauern, Todesstreifen und unbebauter Erde.

Am dritten und letzten Tag haben wir morgens unsere Taschen gepackt, gefrühstückt und haben dann das Haus Reichwein verlassen. Mit unseren zwei Bussen machten wir dann eine zweistündige Stadtrundfahrt durch Berlin.

Unser Mitarbeiter Rene ist in Berlin geboren und hat dort 30 Jahre gelebt. Er führte uns zu vielen bekannten Sehenswürdigkeiten von Berlin Brandenburger Tor, Unter den Linden, Friedrichstraße; Hackesche Höfe, Berliner Dom, Alexanderplatz usw. Zum Schluss noch an das längste, noch stehenden Stück Berliner Mauer. Es ist fast zwei Kilometer lang und war sehr beeindruckend und beklemmend zugleich.

Am Ende sind wir noch in den Treptower Park gefahren. Direkt an der Spree haben wir auf einem alten Schiff, das zu einem Restaurant umgebaut wurde, uns gestärkt. Wir haben draußen, bei schönstem Wetter gegessen und haben es uns gut gehen lassen. Der Ausblick auf die Spree, die Insel der Jugend und die Umgebung waren fantastisch.

Anschließend haben wir zu Fuß die Gegend noch ein wenig erkundet. So gegen 16 Uhr haben wir die Heimreise nach Hannover angetreten. Die drei Tage in Berlin waren einen Reise wert. Wann geht es wieder los?

Text: Lutz Teuscher. Foto: Rene Lauterbach



Die Zeit erleben

Wie erleben wir die Zeit? Was ist wichtig in der Arbeitszeit, welchen Stellenwert hat Freizeit? Einrichtungsleitung Andrea Sewing hat die Gedanken der Menschen mit Behinderung in den Tagesförderstätten zum Thema Zeit erfragt. Acht Menschen mit komplexen Behinderungen haben sich Gedanken gemacht, einige leben in Wohngruppen, andere bei ihren Eltern, wieder andere in einer eigenen Wohnung mit Assistenz. Aber eins haben sie gemeinsam: ihre Beschäftigung und Zeit in den GiB-Tafös.

Wie wichtig ist euch Freizeit und was passiert, wenn man keine Freizeit hat?

Uwe Liedke: Freizeit hat viel mit Begleitung zu tun. Es gibt häufig zu wenig Mitarbeiter, es gibt zu wenig Menschen, die Zeit haben, uns in unserer Freizeit zu unterstützen. Wenn wir Zeit haben, haben die Mitarbeiter keine Zeit. Wir müssen uns immer bei Freizeitaktivitäten fragen: Haben die Mitarbeiter gerade Kapazitäten dafür?

Daniel Görke: Ohne Freizeit bekommt man Stress und wenn ich Stress habe, dann bin ich gereizt wie ein Tiger und das kriegt dann unter Umständen der Falsche ab. Ich brauche ein paar Minuten für mich, Zeit für Musik, Zeit für den Rolli, um einfach mal nur so durch die Gegend zu fahren. Wenn man ständig jemanden um sich hat, dann braucht man Zeit für sich allein. Bei Menschen aus Wohngruppen ist das anders, gerade an den Wochenenden haben die Mitarbeiter wenig Zeit, wenn ausgerechnet die Bewohner viel Zeit haben.

Wie geht ihr mit Zeit um, wenn ihr auf etwas wartet, und ihr müsst immer wieder auf dasselbe warten? Was für ein Gefühl löst das aus?

Uwe Möllenbrink: Ich muss oft auf etwas warten und es fühlt sich schrecklich an. Der Busfahrer sagt zum Beispiel nicht in meiner WG Bescheid, wenn ich abgeholt oder gebracht werde, und die Mitarbeiter haben keine Zeit, nach unten zukommen. Manchmal warte ich eine halbe Stunde, bis mich jemand abholt. Wenn alle nie Zeit haben, ist der der Dumme, der immer warten muss.

Wie erlebt ihr Zeit, wann vergeht sie schnell, wann langsamer?

Uwe Liedke: Es kommt darauf an, was man erlebt und was man daraus macht. Im Kino vergeht die Zeit schneller, und wenn man auf etwas wartet, was nicht so schön ist, vergeht die Zeit deutlich langsamer. Arbeitszeit kann schnell oder langsam vergehen, je nachdem wie viel zu

tun ist. In der Tafö habe ich Zeit, mit anderen Menschen in Kontakt zu kommen, Zeit, auch zu reden.

Dirk Jagusch: Die Zeit geht schnell rum, wenn ich viel zu tun habe, wenn ich nichts zu tun habe, dann wird es zäh.

Kerstin Schrake: Wenn ich ständig auf die Uhr blicke, dann will Zeit gar nicht vergehen, wenn man die Uhr nicht im Blick, hat vergeht sie wie im Fluge.

Wie erlebt ihr die Zeit in der Tafö?

Dirk Jagusch: Es ist langweilig ohne Arbeitszeit, aber das Wochenende kann ich genießen ohne Arbeit, dann liege ich viel, und mache etwas für meine Gesundheit, der Körper braucht dann seine Ruhe. Ich langweile mich weder bei der Arbeit noch in meiner Freizeit.

Kerstin Schrake: Arbeit bedeutet für mich 6.30 Uhr aufstehen, um 7.45 Uhr kommt der Bulli, dann stehe ich schon draußen und warte, dass ich abgeholt werde. Wenn ich in der Tafö ankomme, wird in der Morgenrunde erst einmal besprochen, was alles anliegt. Ich habe Langeweile auf der Arbeit, wenn ich wenig zu tun habe, dann besuche ich andere Gruppen, damit ich den Kontakt pflege, oder mache Botengänge, ich bin da flexibel. Arbeit ist dazu da, anderen Menschen zu helfen. Wenn ich zu lange Freizeit habe, habe ich Sehnsucht nach der Arbeit. Arbeit heißt für mich auch Abwechslung.

Mal angenommen: Die Tafö müsste für sechs Wochen schließen. Wie wäre das?

Tommi Strielow: Das wäre nicht gut für mich, denn ich bin daran gewöhnt, ich habe einen Ablauf und einen Grund, morgens aufzustehen. Man steht auf und hat einen Tagesrhythmus. Sechs Wochen Pause in der Tafö wären schlecht.

Ihr kommt mit der Zeit gut klar. Wie ist es für Menschen, die nicht wissen, wie die Zeit geht, die kein Gefühl dafür haben?

Kerstin Schrake: Einige fragen, wie spät es ist. Ich habe das Gefühl, dass sie es schade finden, dass sie es nicht können, dass sich nicht gut fühlen und denken, ich bin eine Last für den anderen. Man wird traurig, wenn man merkt, dass man es nicht kann. Man kommt durcheinander und hat Angst, wenn man nicht weiß, wie spät es ist, und nicht weiß, was kommt oder kommt nicht.

Interview: Andrea Sewing

Das Wichtigste ist die Beziehung

Sie toben, sie spielen, sie lachen, sie buddeln im Sand, rutschen, fahren Fahrrad oder basteln ruhig in einer Ecke der Kita „Elfriede Westphal“. 30 Kinder im Alter von drei bis sechs Jahren. Es scheint, als wenn sie hier alle angekommen sind und sich rundum wohlfühlen. Doch elf von ihnen sind erst seit wenigen Wochen in der integrativen Kita. Elf neue Kinder mit vier neuen Mitarbeitern.

Sechs Wochen ist die Richtschnur für die Eingewöhnungszeit eines Kitakindes in Misburg, doch nur nach zwei Wochen hatten die Mitarbeiter das Gefühl: es hat geklappt, alle sind angekommen. Erzieherin Antje Habich relativiert diesen Anschein: „Die Kinder befinden sich in einem Übergang von einem Schonraum, dem eigenen Zuhause in einen anderen Schonraum: die Kita „Elfriede Westphal“. Auch wenn es so wirkt, als hätten alle den Übergang geschafft, ist es wichtig, sie nicht aus dem Blick zu verlieren. „In der Eingewöhnungszeit bauen die Kinder neue Beziehungen auf. Stück für Stück machen sie die Erfahrung, dass es okay ist, sich einem anderen Erwachsenen anzuvertrauen,

sich von ihm trösten zu lassen“, erklärt die Erzieherin. Um ihnen die Eingewöhnung zu erleichtern, nehmen die Mitarbeiter jede Eltern-Kind-Welt so an, wie sie sich ihnen darstellt, holen sie dort ab, wo sie sind. Die Kita reagiert damit auf diese Bedürfnisse individuell und damit inklusiv – kein festes Programm weist den Weg. „Wir gehen mit den Eltern eine Erziehungspartnerschaft ein, sie sind die Spezialisten für ihr Kind und ein wichtiges Bindeglied in dem Übergang. Wir gewöhnen die Kinder mit den Eltern ein.“ Aus ihrer Erfahrung weiß Antje Habich, dass der offene, herzliche Umgang zwischen ihr und den Eltern ein Erfolgskriterium sein kann, damit das Kind sich lösen kann. Es spürt: Die Chemie zwischen Mama und der Erzieherin stimmt, das gibt allen Sicherheit.

Für Eltern ist der Beginn der Kitazeit ihres Kindes ein großer Schritt und viele kostet es enorme Überwindung, ihr Kind bei jemandem zu lassen, der ihnen zunächst einmal fremd ist. Zudem können sich dahinter noch viele Schwierigkeiten im persönlichen Umfeld verbergen, so zum Beispiel, dass die Mutter arbeiten gehen oder noch ein Baby versorgen muss. Auch der gesellschaftliche Druck, das Kind in eine Einrichtung der Elementarbildung geben zu müssen, beeinflusst das Elterngefühl. Während der Eingewöhnungszeit gilt es, den genauen Moment herauszufinden, wann die Bezugsperson endgültig gehen kann und das Kind beruhigt den Tag in der Kita verbringt, ohne Sehnsucht nach Mama zu haben.

Bis dahin sagt Antje Habich den Eltern immer wieder: „Genießen Sie den Tag, denn es ist etwas ganz Kostbares, sein Kind in die Kita zu bringen, Zeit mit ihm zu verbringen und es bestmöglich begleiten zu können, Zeuge zu sein von Liebe und Neugier, wenn es einen großen Schritt auf die Welt zugeht. Sie können Teil davon sein und die Erfahrung und Erinnerung mitnehmen.“

Der wichtigste Grundsatz in der Eingewöhnungszeit ist: „Die Beziehung ist das Wichtigste. Wir treffen dafür individuelle Absprachen mit den Eltern, die auch verbindlich sind. Dazu gehört es, dass, wenn die Eltern die Kita verlassen, ihre Erreichbarkeit und Pünktlichkeit gewährleistet ist, damit die Kinder Verlässlichkeit erleben. Keiner verlässt das Haus, ohne Tschüss zu sagen. Auch das ist eine feste Regel – gültig für alle“,



Angela Niebuhr (Mitte) und Antje Habich haben eng zusammengearbeitet, um Luca die Eingewöhnungszeit in der Kita so leicht wie möglich zu machen.

Foto: Anja Reuper

beschreibt Antje Habich. „Manche Kinder zeigen nach einigen Wochen kleine Schritte zurück. Sie knüpfen noch einmal an vergangene Bedürfnisse an und zeigen sich vielleicht unsicher und suchen die Nähe zu einem Betreuer oder einer Betreuerin. Hier ist es für das Kind bedeutsam, dass es sich in seiner Gefühlslage angenommen fühlt, dann macht es die Erfahrung, dass es mit seinen Bedürfnissen angekommen ist. So kann Sicherheit entstehen. Ist ein sicheres Gefühl entstanden, unterstützt von einem Erwachsenen, kann das Kind erneut in ein Spiel finden und Kontakt zu anderen aufbauen“, erklärt die GiB-Mitarbeiterin.

Wichtig sei es, sich immer wieder bewusst zu machen, welche Verantwortung jeder Einzelne von uns für sein Gegenüber habe und wie er dessen weite-

re Entwicklungsschritte begleite, so die Erzieherin. „Wir bereiten den sozialen Boden, und uns sollte in unserer täglichen Arbeit bewusst sein, was das mit unserem Gegenüber macht.“ Sechs Wochen sind die Richtschnur für die Eingewöhnung in der Kita, doch die Qualität der Beziehung steht im Vordergrund und es herrscht kein Wettbewerb, welches Kind am schnellsten angekommen ist. Denn diese Zeit ist prägend für jedes Kind, sie entscheidet, wie es in weitere Beziehungen gehen wird. Antje Habich weiß aus ihrer langjährigen Berufserfahrung: wenn die Eingewöhnungszeit partnerschaftlich verläuft, eine gute Beziehung zu den Eltern entsteht, dann kann das Kind gut ankommen und bleiben. Den besten Beweis liefern viele ehemalige Kinder, wenn sie im Vorbeigehen über den Zaun winken oder noch heute zu den Sommerfesten der Kita kommen. reu

Gut angekommen

„Wollen Sie nicht noch einen großen Kaffee trinken?“ Die Frage stellte eine Mitarbeiterin der Kita „Elfriede Westphal“, als Angela Niebuhr ihren Enkel in der Eingewöhnungszeit pünktlich abholen wollte. Luca fühlte sich gerade pudelwohl, der ideale Zeitpunkt, um den Aufenthalt zu verlängern.

Die Abstände, die der dreijährige Luca in der Kita „Elfriede Westphal“ bleiben konnte, ohne seine Großmutter in der Nähe zu wissen, wurden rasch immer größer. Erst eine Stunde, dann zwei, dann drei, inzwischen bleibt Luca den ganzen Tag in der Kita und empfängt seine Oma Angela Niebuhr vor Glück strahlend, wenn sie ihn nachmittags wieder abholt. Der Dreijährige ist beeinträchtigt und hat einen Integrationsplatz in der Misburger Einrichtung bekommen. „Zu Dreiviertel ist Luca in der Kita angekommen“, sagt Angela Niebuhr.

In der Krippe brauchte ihr Enkel krankheitsbedingt wesentlich

länger, um die notwendige Sicherheit zu bekommen. Wie sicher und wohl sich ihr Enkel fühlt, dafür hat Angela Niebuhr zahlreiche Anzeichen gefunden: „Er hat hier das Dreiradfahren gelernt, spricht mehr, kann mehr Verben und seine Logopädin hat den Eindruck, dass Luca mehr kann, als er uns zeigt.“ Wenn Luca sich wohlfühlt, dann fühlt sich auch seine Oma wohl, der es nach eigenem Bekunden nicht immer leichtfällt, loszulassen, schließlich habe sie für das Kind eine besondere Verantwortung. „Ich muss den Jungen gut durchbringen.“

Das Loslassen ist ihr daher anfangs sehr schwergefallen. Inzwischen sei das leichter für sie, weil sie wüsste, dass ihr Enkelkind eine feste Bindung habe und sie ihm die Sicherheit gebe, dass sie jederzeit wiederkomme. Diese Sicherheit gewann er auch durch den Ablauf der klar strukturierten und geregelten Eingewöhnungszeit. „Für eine schnelle und gute Eingewöhnung war die Art und Weise sehr hilfreich, wie die Mitarbeiter der Kita mit uns

umgehen. Die kleinen Sorgen und Ängste werden ernst genommen.“

Angela Niebuhr erinnert sich noch genau an den ersten Tag und die folgenden: Ich musste auf einem Stuhl sitzen, beobachten, abwarten, durfte Luca nicht ansprechen – das alles war mir als Tagesmutter bekannt. Aber als Oma war es schwieriger für mich, das umzusetzen, als es den Eltern zu sagen. Jeden Tag wurde die Zeitspanne ein bisschen ausgebaut, ich habe nur gesessen, geguckt und beobachtet. Der erste Abschied war schön, keine Tränen sind geflossen, Luca hat Winke winke gemacht und mich strahlend wieder empfangen. Das hat mich erleichtert. Ich bin heilfroh, dass ich den Kitaplatz hier für Luca bekommen habe.“

Damit bieten sich für sie neue berufliche und auch private Perspektiven. Sie findet Zeit, wieder als Tagesmutter arbeiten zu können, und Zeit, um auch etwas für sich zu tun, damit sie neue Kraft schöpfen kann. reu

Jetzt sind wir durch

In diesem Sommer hatte Kim Schenke gleich beide Kinder in der Eingewöhnungszeit – ihre Tochter bei der Tagesmutter und ihren dreijährigen Sohn in der Kita „Elfriede Westphal“.

Unterstützung erhielt sie dabei von ihrer Mutter und auch die andere Oma stand bereits für eine unfreiwillige Verlängerung der Eingewöhnungszeit in den Startlöchern. Schließlich ging es um die Zeit. Zwei Wochen hatte Kim Schenke innerlich veranschlagt, damit ihr Sohn Piet in der Kita ankommen und sich auch wohlfühlen kann. „Dienstag haben wir gestartet, am Montag haben wir gespürt und beschlossen: Jetzt sind wir durch“, so das positive Fazit der Mutter. Keine Woche brauchte der quirlige Junge, um in der Kita anzukommen und seiner Mutter zu signalisieren: Ich möchte nicht mit nach Hause, ich möchte in der Kita bleiben. Kein Schreien, kein Weinen.

Stattdessen fragte Piet schon am ersten Wochenende, warum es nicht in den Kindergarten gehe, erinnert sich seine Mutter an die unkomplizierte Eingewöhnung. Seine Schwester stand ihm parallel in nichts nach, nach einer Woche fühlte sie sich ebenfalls pudelwohl.

„Piet ist ein aufgewecktes Kind, das gern unter anderen Menschen ist“, beschreibt sie ihr Kind. Das hat es für ihn leichter gemacht. Aber auch das Eingewöhnungskonzept hat es ihrem Kind und ihr erleichtert. Am ersten Tag waren sie nur eine Stunde hier, am zweiten auch, da habe sie gedacht: „Ich habe doch nur zwei Wochen und muss dann wieder arbeiten. Doch am Donnerstag wurden es drei Stunden und am Montag waren wir durch. Piet liebt es, hier zu sein, und möchte auch, wenn ich einen Termin in der Kita habe, allein bleiben.“ Jedes Kind, und auch Piet, hat eine Bezugserzieherin und

damit einen Fixpunkt in der Kita. Auch das hat ihm nach Ansicht der Mutter den Einstieg erleichtert. Anders als viele andere Mütter musste sich Kim Schenke keinen Urlaub nehmen, die Eingewöhnungszeit fiel in die letzten zwei Wochen ihrer Elternzeit. In zwei Jahren sieht das anders aus. Dann wird sie wieder in größerem Umfang berufstätig sein und sich für die Eingewöhnungszeit ihrer Tochter Urlaub nehmen müssen. Mögliche Schwierigkeiten sieht sie in der Sommerzeit, die immer gleich Urlaubszeit ist und einen Kampf um freie Tage bedeutet. In ihrem Beruf, der eine wochenlange Planung voraussetzt, sei es so gut wie nicht möglich, spontan Urlaub zu nehmen. Kim Schenke kennt die Richtschnur der Kita: sechs Wochen Eingewöhnungszeit. Für die Physiotherapeutin wäre dieser Zeitraum nur zu bewältigen, wenn ihr Mann und sie ihren Urlaub aufbringen würden – allerdings nicht zeitgleich, sondern hintereinander. *reu*

Dienstag ist Inklusionszeit

Jeden Dienstag herrscht unter den Dächern der Kita Regenbogen und Kita „Elfriede Westphal“ Aufbruch- und Ausflugsstimmung: In der Misburger Einrichtung fragen die Mitarbeitenden die Kinder: Wer möchte die Eulenkinder besuchen? Zeitgleich fragen die Anderer Kollegen in die Runde der Kita Regenbogen: Wer möchte heute nach Misburg? Ein Misburger Mitarbeiter steigt mit vier Kindern in den GiB-Bus und fährt die drei Kilometer nach Anderten. Dort wartet schon ein Kollege mit zwei Kindern und allen Hilfsmitteln, die mit müssen. Der Kofferraum ist schnell randvoll.

Der Aus- und Einstieg der Kinder geht nahtlos ineinander über und der Bus setzt sich wieder in Bewegung Richtung Misburg. In der Kita Regenbogen verschwin-

den die vier Misburger Kinder in der Einrichtung und suchen sich sofort ihre neuen Spielgefährten. In Misburg stehen die Kitakinder am Tor und warten schon darauf zu sehen, wer heute kommt. Der ankommende Bus gleicht einem Überraschungsei, die Kinder wissen nie, wer drin ist. Ist Anna dabei, kommt Oskar? Keine drei Minuten vergehen und die Kinder sind mittendrin, machen ihr Spiel, erleben Action und Abwechslung. „Wir Mitarbeiter sind in diesem Moment nicht gefragt, die Kinder verschwinden in alle Richtungen. Ganz andere Kinder und Erwachsene erwarten sie hier. Das macht es interessant“, erklären Katharina Franz, Erzieherin der Kita „Elfriede Westphal“ und Sara Weichelt, Sozialassistentin in der Kita Regenbogen. Seit Mitte August fährt der Bus hin und her, damit alle Kinder sich besuchen können. Doch die Grundidee gibt es

schon länger. Mit Jason fing alles an, der aufgeweckte Junge besuchte immer wieder zwischendurch die Kita „Elfriede Westphal“, um andere Kinder kennenzulernen, Anregung und Abwechslung zu erleben. Dann kam Jason in die Schule und die Besuche in der Misburger Einrichtung blieben zunächst aus. Das bedauerten alle und die Mitarbeiter überlegten, welches Kind noch Interesse haben könnte, nach Misburg zu gehen, um neue und andere Erfahrungen zu machen. Lisa kam in den Blick, Anna auch und dann kam der Gedanke plötzlich auf: Warum ermöglichen wir das nicht allen Kindern? Zeitgleich dachten die Mitarbeiter in Misburg Ähnliches und mit dem Gedanken war das Angebot geboren. Ein Angebot, das bei Kindern, Mitarbeitern und Eltern gleichermaßen ankommt.

Inzwischen haben alle Kinder die Gelegenheit, die Misburger zu besuchen und umgekehrt. Jeden Dienstag wird morgens gefragt: Wer hat Lust rüberzufahren? „Anna möchte jedes Mal mitfahren, aber das geht nicht, denn andere Kinder sollen auch zum Zuge kommen“, erklären Sara Weichelt und Katharina Franz das Prinzip, dafür führen sie Teilnehmerlisten, um ja kein Kind aus den Augen zu verlieren. Bei Anna löst der Verzicht einen fast einstündigen Protest aus, bis sie akzeptiert, dass sie dieses Mal hier bleiben muss. Gelingt es ihr mitzufahren, ist sie trotz Sitzschale sofort und immer mit dabei. Anna steht, guckt und hat ihre Freude an der lebendigen Umgebung. Sie kann nicht sprechen und laufen, weiß aber sehr genau, was sie möchte und wie sie es durchsetzen kann. Anna möchte durch die Gegend gefahren werden, mitmachen und ins Spiel eingebunden werden. Die Kinder geben ihr etwas und Ida gibt den Kindern etwas – trotz oder wegen ihrer Einschränkungen.

Gerade für die zehn Kinder aus dem heilpädagogischen Kindergarten Regenbogen ist dies eine besondere Bereicherung – neun von ihnen sprechen nicht, viele sitzen im Rollstuhl. Unter vielen sprechenden und laufenden Kindern zu sein ist für sie eine neue Erfahrung. Wenn die Regenbogen-Kinder ihre Erlebnisse aufsaugen, sammeln drei Kilometer weiter die Misburger ebenfalls ihre Erlebnisse. Sie lernen auch, mehr

Rücksicht zu nehmen, bieten von sich aus an, Kinder, die stärkere Unterstützung brauchen, ins Spiel und ins Toben einzubeziehen. „Sie machen es instinktiv, ohne lange zu grübeln, und machen es zielsicher richtig“, darüber sind sich die beiden GiB-Mitarbeiterinnen einig. Wie richtig und feinfühlig sie das machen, beobachten Sara Weichelt und Katharina Franz gerade beim Mittagessen in Misburg. Jeweils 15 Kinder essen in der Cafeteria entweder um 12 Uhr oder um 12.30 Uhr. Jedes Kind, wie es mag. Für die Anderer ist das etwas Besonderes, an einem Kindertisch zu sitzen, an dem viele Kinder sprechen. Dass die Mitarbeiter der Kita Regenbogen sie unterstützen, ist für sie Alltag. Wenn aber andere Kinder ihnen Hilfe anbieten, hat das einen besonderen Touch. „Ein Kind hat gesehen, dass Oskar nicht selbstständig sein Essen aufpieksen kann, es hat einfach seine Gabel zur Seite gelegt, für Oskar das Essen aufgepickst, es ihm in den Mund gereicht. Dann hat es so lange weitergegessen, bis Oskar fertig war und den nächsten Bissen aufnehmen konnte“, erinnert sich Sara Weichelt an eine Szene am Esstisch der Misburger Kita. Ihre Kollegin Katharina Franz hat Ähnliches beobachtet im Umgang mit Lisa, die nicht gut sehen kann. „Damit sie das Wasserglas greifen kann, muss es dicht genug vor ihr stehen. Die Kinder achten darauf, dass es immer nah genug bei ihr ist“, erzählt Katharina Franz. Ohne dass wir etwas dazu gesagt haben.

Das, was sie erleben, erzählen die Kinder zu Hause, oder ihre Eltern erfahren es von den Mitarbeitern. Große Resonanz erfährt das Angebot besonders durch Eltern aus der Kita Regenbogen, erzählt Sara Weichelt. Die Abwechslung, die Action, die anderen Kinder, die neuen Eindrücke, all das nehmen die Eltern für ihr Kind positiv wahr. Auch die beiden Mitarbeiterinnen genießen den temporären Tapetenwechsel. „Ich füge mich sofort in das Gruppengeschehen ein, wenn meine Anderer Kinder unterwegs sind. Das ist für mich ein anderer Tag, eine andere Arbeit, sagt Sara Weichelt. Dieser Tag ist um 14.30 Uhr zu Ende, dann setzt sich der Bus wieder in Bewegung und die Kinder kehren in ihre Einrichtungen zurück. Bis zum nächsten Dienstag, dann wird wieder morgens die Frage gestellt: Wer möchte rüberfahren?“

ren

Die nächste Ausgabe der GiB  Zeit erscheint im April 2017 mit dem Thema:

**Mensch –
diese Technik?!**



Die Zeit rückt immer näher!